

# **Konvergenz und Kompatibilität von relationaler Soziologie und philosophischer Anthropologie**

## **Working paper**

**Roger Häußling und Doris Blutner**

RWTH Aachen University

### **Einleitung**

Das Leitmotiv unseres Beitrags besteht darin, das jeweils spezifische positionale Denken von Helmuth Plessner und Harrison C. White zu identifizieren, vergleichend zu diskutieren und die dabei gewonnenen Erkenntnisse für die relationale Soziologie fruchtbar zu machen.

Ein erster wesentlicher Meilenstein auf diesem Erkenntnispfad stellt die von Plessner postulierte exzentrische Position als Grundstruktur des Menschen dar. Diese – auch in Auseinandersetzung mit der biologisch orientierten Anthropologie gewonnene - Erkenntnis führt geradezu zu einem Relationalitätsverständnis von Menschsein und Mitwelt, für die die Relationale Soziologie steht. Ein zweiter Meilenstein auf diesem Erkenntnisweg einer anthropologischen Begründung des Gehalts des soziologischen und relationalen Positionsverständnisses betrifft das Gesetz der „vermittelten Unmittelbarkeit“. Der Begriff der „vermittelter Unmittelbarkeit“ fokussiert die Beziehung des Menschen zu seiner Mitwelt, die aus der Unvermittelbarkeit von Organismus und Mit-Welt herrührt und nur durch Kultur - oder allgemeiner formuliert – durch Soziales eine Verknüpfung findet. Der dritte Meilenstein nimmt den Begriff der Mitwelt auf. Er steht nicht nur für die relationale Verfasstheit der Mitwelt, sondern ebenso für jene Sphäre des Menschen, in der er seine eigene Position immer wieder neu finden muss. Dieses Erfordernis ergibt sich aus der Abgründigkeit des Menschen, die seiner anthropologisch bedingten Ortlosigkeit entspringt.

Nachdem der soziologische Gehalt der philosophischen Anthropologie von Plessner ergründet und die fundamentale Relationalität der Mitwelt herausgearbeitet wurde, werden die gesammelten Erkenntnisse über das positionale Denken von Plessner mit aktuellen Konzepten der Relationalen Soziologie konfrontiert, wobei das Augenmerk auf den Arbeiten von White liegt. Das Ziel unseres Beitrags besteht damit nicht nur darin, Möglichkeiten einer theoretischen Untermauerung der Netzwerkforschung auszuloten und die dabei bislang übersehenen Potentiale des Plessnerschen Denkens für die gegenwärtige Netzwerkforschung sichtbar zu machen.

Erst vor diesem Hintergrund öffnet sich die Tür, die Relationale Soziologie erkenntnistheoretisch zu fundieren und sich der Forschung über Relationen, Figurationen und Interdependenzen zu widmen, die auch technische Artefakte systematisch in den Blick nehmen.

## 1. Plessners Brückenschlag von der philosophischen Anthropologie zur Sozialtheorie

*„[D]ie exzentrisch Positionform bedingt die Mitweltlichkeit oder Sozialität des Menschen, macht ihn zum ζῶον πολιτικόν, und bedingt gleichursprünglich seine Künstlichkeit, seinen Schaffensdrang.“ (Plessner <sup>3</sup>1975, S. 323 f.)*

Plessner - so unsere These - liefert mit der Erkenntnis, dass das Menschsein durch eine „**Exzentrische Positionalität**“ gekennzeichnet ist, eine anthropologische Begründung der Relationalität der „Mitweltlichkeit des Menschen“ bzw. – soziologisch formuliert – des Sozialen überhaupt. Diese These möchten wir in drei Schritten, die für Meilensteine des positionalen Denkens von Plessner stehen, verifizieren.

### 1.1 Die exzentrische Positionalität: Grundstruktur des Menschseins<sup>1</sup>

Aus anthropologischer Sicht ist die Welt in die Bereiche Anorganisches und Organisches zu unterscheiden, weil Organisches - sei es die Pflanze, das Tier oder der Mensch - eine Grenze seines Körpers aufweist, die ihn von dem ihn umschließenden Raum abhebt. Dieser Sachverhalt bedeutet, dass Organisches in einem Strukturzusammenhang zum Außen steht, welches den Charakter einer Um-Welt annimmt. Diese Erkenntnis des spezifischen Grenzverhältnisses des lebenden Körpers erfasst Plessner mit dem Begriff der Positionalität. Er steht sowohl für die universelle Charakterisierung des Trennenden zwischen Organischem und Anorganischem; mit dem Blick auf die Grenzziehung des Organischen zu seiner Umwelt verweist er zugleich auf eine systematisch auftretende Relation. Innerhalb des organischen Bereichs ist darüber hinaus zwischen Pflanzen, Tieren und Menschen zu unterscheiden, weil sie für verschiedene qualitative Stufen des Organischen stehen, die sich in jeweils spezifischen Organisationsweisen widerspiegeln.

Auch die Identifikation der unterschiedlichen Qualitäten gelingt Plessner mittels des Begriffs der Positionalität. Während die Pflanze in ihre Umgebung fest eingegliedert ist, erlebt das

---

<sup>1</sup> Die Darstellung der exzentrischen Positionalität des Menschen orientiert sich an Plessner <sup>3</sup>1975.

Tier eine gewisse Autarkie gegenüber seiner Umgebung. Das Tier lebt im Hier und Jetzt, ohne - und im entscheidenden Vergleich zum Menschen - sein Hier und Jetzt als Positionalität zu reflektieren. In diesem Sinne erfährt sich das Tier nicht als Mitte, sondern zentrisch. Sein Hier und Jetzt ist die unreflektierte Mitte, um die sich in konzentrischen Kreisen der Körper und das Außenfeld anordnen. Das ist dem Menschen nicht vergönnt, weil sein natürliches Umfeld ihm nicht ermöglicht, sein Leben in diesem zu führen. Mit anderen Worten bietet ihm die Natur keine Andockstationen, die ihm Halt geben könnten. Demgegenüber verfügt er über das Vermögen, sein Hier und Jetzt als Mitte zu reflektieren. Das bedeutet, dass er das Zentrum seiner Positionalität zu sich selbst in Beziehung setzen kann. Plessner drückt diese entscheidende und gleichsam wesensbestimmende Differenz zwischen Tier und Mensch durch den Begriff der exzentrischen Positionalität aus.

Die Voraussetzung dafür, das Zentrum seiner Positionalität zu finden, besteht darin, zu seinem Hier und Jetzt eine Distanz aufzubauen, zu sich selber, nicht nur zu seinem Leib, sondern auch zu seinem Selbst, ohne dabei jedoch die Zentrierung des Hier und Jetzt verlassen zu können. In diesem Sinne vermag er seine Stellung in gewissen Grenzen frei bestimmen; doch stärker ist der Zwang, eine Positionierung vorzunehmen, um überhaupt sein Leben führen zu können und der Totalkonvergenz des Umfelds als auch des eigenen Leibes situativ zu entkommen. Denn auch Zweifel und Unsicherheit begleiten den Menschen, wenn er „sich selbst 'hat' und sich selber bemerkbar [ist]“ (xxxx). Zusammenfassend formuliert bedeutet für den Menschen die Einnahme einer exzentrischen Position: Ortlos und doch auf eine Verortung, die er sich selbst geben muss, angewiesen; zeitlos und doch von jedem konkreten Hier-Jetzt, das er gewählt hat, eingeholt, zeigt sich ein unversöhnbarer Doppelaspekt.

„Ihm [dem Menschen] ist der Umschlag von Sein innerhalb des eigenen Leibes zum Sein außerhalb des Leibes ein unaufhebbarer Doppelaspekt der Existenz, ein wirklicher Bruch seiner Natur. Er lebt diesseits und jenseits des Bruches, als Seele und als Körper *und* als die psychologisch neutrale Einheit dieser Sphären.“ (Plessner <sup>3</sup>1975, S. 292)

Diese Einheit stellt für Plessner allerdings keineswegs eine den Doppelaspekt versöhnende Synthese im Sinn der dialektischen Tradition dar, sondern sie ist die unselbständige Sphäre, von der aus dem Menschen dieser sein gesamtes Wesen ausmachender unüberbrückbarer Hiatu zwischen Körperleib und Seele gewahrt wird. Der Körper ist damit für den Menschen je nach Perspektive ein Innen, aber auch ein Außen und beides zugleich. Diese dreifache Stellung des Menschen zu seinem Körper macht ihn zur *Person*. Aus dieser von der Grundstruktur des Menschseins sich ergebenden Charakterisierung wird deutlich, dass die Stufe der exzentrischen Position nicht durch die körperliche Beschaffenheit des Menschen, die eine neue

Organisationsform des Organischen nach sich zöge, bedingt ist. Demgegenüber tritt die in Distanz zur körperlichen Fixiertheit stehende organische Organisationsform, die gerade nicht die Wahl seines Lebensvollzugs und seiner Stellung zum Umfeld festlegt, hervor. Ihre besondere Qualität gewinnt sie aus dem Relationalitätsverständnis von Menschsein und Mitwelt.

## **1.2 Die Gesetze der natürlichen Künstlichkeit und der vermittelten Unmittelbarkeit**

Entsprechend der dreifachen Bestimmung des Menschens als Person, kommt ihm ein dreifaches Weltverhältnis zu. Plessner kennzeichnet dieses mit Außenwelt, Innenwelt und Mitwelt. Jede bildet eine eigene Wirklichkeitssphäre, in der dem Menschen je spezifische Größen gegenüber treten. Diese Größen haben aber den Charakter des Fragmentarischen, da sie allein in dieser Wirklichkeit vorkommen und somit nur einen Ausschnitt des umfassenden Weltverständnisses des Menschen abdecken.

*Das Gesetz der natürlichen Künstlichkeit* (vgl. Plessner <sup>3</sup>1975: 309ff.): Aufgrund dieser unumgeharen Hälftenhaftigkeit des Menschen bedarf er künstlicher Außenhalte. Damit ist der Mensch auf Gedeih und Verderb auf eine soziale, kulturelle und gesellschaftliche Welt festgelegt. Doch diese Festlegung ist alles andere als Stillstand: Es ist vielmehr das eigentlich dynamisierende Moment des Sozialen! Denn keine „Fest-Stellung“ bzw. kein noch so gelungener Außenhalt, den er sich geschaffen hat, bringt den Menschen in ein endgültiges Gleichgewicht. Alle Festlegungsversuche sind nur von gewisser Dauer. Doch auch damit nicht genug! Er selbst ist nur im Horizont der Relationalität und damit Künstlichkeit deutbar: Die über den Umweg der Außenhalte vollzogene „vorübergehende“ Festlegung bzw. Positionierung des Menschen. Die Einnahme der exzentrischen Position bewirkt, von der unmittelbaren Natürlichkeit ausgeschlossen zu sein, und bedeutet zugleich: Der Mensch, aufgefordert sein Leben zu führen, sieht sich einem offenen Horizont von Möglichkeiten, was sein Handeln und Planen anlangt, konfrontiert. Dabei verspürt er gleichzeitig das Erfordernis, sich zu positionieren, d.h. sich zu bestimmen und damit festzulegen. Doch keine Bestimmung kann dem exzentrischen Wesen des Menschen auf Dauer entsprechen. Insofern wird auch keine Festlegung endgültig sein. Vielmehr sieht er sich sein Leben lang dazu genötigt, Entscheidungen über seinen Lebensvollzug und sein Umfeld zu treffen und die entsprechenden Gestaltungen vorzunehmen. Die Quelle der hier wirksam werdenden Kreativität ist die exzentrische Position des Menschen.

*Das Gesetz der vermittelten Unmittelbarkeit* (vgl. Plessner <sup>3</sup>1975: 321ff.) bringt die unumgehare Relationalität des Menschen auf den Punkt. Der Ausgangspunkt ist wiederum die exzentrische Positionalität des Menschen. Durch sie wird Vermittlung zu einem reflexiven

Prozess. Unter „vermittelter Unmittelbarkeit“ bzw. „indirekter Direktheit“ möchte Plessner nämlich diejenige „Form der Verknüpfung“ verstanden wissen, „in welcher das vermittelnde Zwischenglied notwendig ist, um die Unmittelbarkeit der Verbindung herzustellen bzw. zu gewährleisten“ (Plessner 1975, S. 324). Das Soziale markiert den dazu notwendigen Brückenschlag. Die Relationalität des Sozialen rührt mit anderen Worten aus der Abgründigkeit des Menschen, d.h. aus seiner anthropologisch bedingten Ort- und Heimatlosigkeit her. Die Orte, in denen er sein Leben führen kann, sind selbst geschaffen. Und seine eigene Position innerhalb dieser Orte resultiert aus der Interdependenz der dort anzutreffenden Eigenkreationen der Menschen, einschließlich ihrer selbst („Mensch, Schöpfer seiner selbst“, Häußling 1998, S.4). Aufgrund seiner Exzentrizität ist der Mensch auf Gedeih oder Verderb auf die Relationalität mit Gegengewichten angewiesen, die ihm helfen, sich zu positionieren. Folgerichtig fokussiert auch das Gesetz der „vermittelter Unmittelbarkeit“ neben dem der „natürlichen Künstlichkeit“ auf die konstitutive Beziehung des Menschen zu seiner Mitwelt.

Genau genommen kündigt bereits der von Plessner von Anfang an verwendete Begriff der Mitwelt (für die Bestimmung des Sozialen, Kulturellen und Gesellschaftlichen) von der relationalen Verfasstheit des Menschseins. Mitwelt ist die vom Menschen als Sphäre anderer Menschen erfasste Form der eigenen Position. Der Mensch muss aufgrund seiner Ortlosigkeit sich selbst begrenzen bzw. bestimmen, um überhaupt ein Leben führen zu können. Keine Bestimmung ist aber endgültig und insofern stellt jede Begrenzung eine Reduzierung dessen dar, was der Mensch sein kann. Die Mitwelt ist aber – und an dieser Stelle zeigt sich die erkenntnistiftende Radikalität des positionalen und relationalen Denkens von Plessner - gerade von dieser entgrenzenden Grundstruktur bestimmt. Entsprechend *umgibt* die Mitwelt den Menschen nicht, wie dies ja bei der Außenwelt der Fall ist. Ebenso wird die Person auch nicht von der Mitwelt *erfüllt*, wie dies die Innenwelt leistet. Für Plessner ist der Mensch stattdessen von der Mitwelt *getragen*. Die Mitwelt fungiert damit als „Mittel zur Befreiung“ (Plessner 1983, S. 38) menschlicher Schichtenfülle. Die so verstandenen Lebensäußerungen stets exzentrisch positionierter Menschen bewegen sich daher immer im Horizont einer Vielfalt von Menschen und Produkten, Bedeutungen, Normen, Werten, Strukturen etc.

## **2. Plessner und White: Konzeptionelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede**

Die systematisch innewohnende Relationalität der Mitwelt bei Plessner lädt buchstäblich dazu ein, zu prüfen, inwieweit sein Denken und seine Einsichten an die aktuellen Konzepte der Relationalen Soziologie und deren Erkenntnisse anschließen und die dort aktuellen Debatten bereichern können. Ein wesentlicher Schritt in diese Richtung besteht darin, zu zeigen, dass

die Relationale Soziologie – insbesondere diejenige Harrison C. Whites – einerseits und die Sozialtheorie Helmuth Plessners andererseits, Soziales, Kulturelles und Gesellschaftliches in hohem Maß gleich erfassen. Diese Gemeinsamkeit zeigt sich erst auf den zweiten Blick. Genau genommen versperren nur die unterschiedlichen Forschungsinteressen und die sich daraus ergebenden - unterschiedliche Richtungen nehmenden - Argumentationen die Sicht auf die eigentlichen Überschneidungen. Der harte Kern des gemeinsam Geteilten bildet die Relationalität des Sozialen, Kulturellen und Gesellschaftlichen. Während Plessner von einer philosophisch anthropologischen Frage ausgehend, das Mitweltliche und seine positionale Verfasstheit als eine unmittelbare Konsequenz aus der „exzentrischen Positionalität“ des Menschen begreift, fokussiert White und weite Teile der Relationalen Soziologie die Strukturen, Dynamiken und Bedeutungsaspekte des Relational-Sozialen. Plessners Kennzeichnung der Relationalität der Mitwelt ergibt sich zwar aus anthropologischen Einsichten; doch stellt die Mitwelt einen emergenten Phänomenbereich dar. Folglich kann zur adäquaten Erfassung des Sozialen, Kulturellen und Gesellschaftlichen sowie des Relationalen die Anthropologie keine dezidierten Aussagen beisteuern.<sup>2</sup> Um an diesem Punkt nicht stehen bleiben zu müssen, sondern diese Erkenntnis weiterentwickeln zu können, ist eine eigene Fachdisziplin nötig, welche die Ordnungshaftigkeit der künstlichen Natur des Menschen im Sinne des Sozialen, Gesellschaftlichen und Kulturellen einerseits und die Relationalität der Dinge - einschließlich der Personen - andererseits erforscht.

Genau dieses Vorhaben löst White auf theoretischer wie empirischer Ebene ein. Bei Plessner bleibt es hingegen ein abstraktes sozialtheoretisches Programm. In diesem Sinne kann man die Relationale Soziologie als die Weiterführung und Konkretisierung dieses Programms begreifen. Im Folgenden sollen zentrale Aspekte der beiden Denkweisen vergleichend betrachtet werden. Dabei ist zu beachten, dass das Konzept von White trotz seiner theoretischen Aussagen für eine Forschungsstrategie steht, während Plessner eine philosophisch anthropologische Argumentation entwickelt, die das Soziale und das Relationale als Konstitutive des Menschseins belegt.

## **2.1 Unordnung und Unbehaustheit als Ausgangspunkt**

Das Denken von Harrison C. White hat sich von Anfang an gegen soziologische Konzepte gerichtet, in denen Gleichgewichts- und Ordnungsvorstellungen deklariert werden (Durkheim

---

<sup>2</sup> Die natürlichen Dispositionen des Menschen führen zu einer Welt der Künstlichkeit, die nicht mehr mit den natürlichen Dispositionen beschrieben werden können, sondern eigenen „Gesetzen“ (nämlich denen der Künstlichkeit und der dort vorherrschenden Relationalität) folgen. Aufgrund dieser Dialektik ist das anthropologisch Bedingte nicht mehr mit anthropologischen Mitteln bestimmbar (siehe Plessner <sup>3</sup>1975).

1977; Parsons 1951), ohne ihre Voraussetzbarkeit sorgsam zu prüfen. Vor diesem Hintergrund schlägt White (1992, S. 4) vor, weniger voraussetzungsreich in die Soziologie zu starten und von Turbulenzen und Unordnung auszugehen. Als ehemaliger Physiker greift er dabei auf die „Physik der Gele“ zurück: Gele sind hochfluide, können aber auch aushärten und Areale der Ordnungshaftigkeit bilden. Diese Ordnungen sind aber – jetzt wieder soziologisch gewendet – nicht nur erklärungsbedürftig. Gleichzeitig ist in Rechnung zu stellen, dass in keiner sozialen Ordnung gewiss ist, ob sie sich nicht wieder verflüssigt und somit auch alle entstandenen Identitäten aufgelöst und weggespült werden.

Dieses Denken korrespondiert mit Plessners Befund der strukturellen Ortlosigkeit des Menschen (Plessner 1975, S. 291). Hier ist es die Beschaffenheit des natürlichen Umfelds, das so geartet ist, dass der Mensch sein Leben darin nie führen kann. Er befindet sich deshalb immer schon außerhalb „natürlicher Gleichgewichte“ (falls es diese gibt). Die menschliche Existenz ist buchstäblich auf Nichts gebaut (ebd., S. 293), so Plessner. Die Natur bietet ihm keinen Halt, diesen muss er sich selbst erst durch entsprechende Eigenkreationen schaffen. Im Zuge dieses Schaffens erzeugt er einen Raum, innerhalb dessen er sich positionieren kann. Diese Positionierung erfolgt immer wechselseitig: Alle künstlichen Objekte – zu denen auch Personen zu rechnen sind – relationieren sich wechselseitig. Diesen Sachverhalt in die Sprache der Relationalen Soziologie übersetzend würde White von wechselseitigen Kontrollprojekten (White 2008) sprechen, die zu einer Aushärtung sozialer Strukturen führen, die ihrerseits wiederum Erwartungssicherheit erzeugen.

## **2.2 Move to the Middle**

Die bislang erörterten fundamentalen Weichenstellungen, die zu einer mittleren Position führen, implizieren bei Plessner und White eine Reihe forschungsstrategischer Festlegungen, die ebenfalls die Mitte bestehender fachdisziplinärer Kontroversen und Diskurse markieren. Diese sollen nun vorgestellt werden.

Azarian (2005) hat in der Whiteschen Soziologie eine generelle Bestrebung identifiziert, mittlere soziologische Positionen einzunehmen. Weder das Individuum, noch die Gesellschaft bilden den Startpunkt seiner soziologischen Deutungen. Stattdessen fokussiert er auf das Dazwischenliegende – auf die Welt sozialer Relationen, Figurationen und Interdependenzen, von der aus überhaupt erst sowohl einzelne Akteure samt ihren Verhaltensweisen als auch soziale Strukturmuster erklärbar würden. Wie bereits an anderer Stelle gezeigt (Häußling 2008, S.65ff.), kann dieses Insistieren auf eine mittlere Position als ein besonderer Vorzug eines relationalen Ansatzes begriffen werden. „Auch wenn die Relationale Soziologie eine mittlere

Position einnimmt, sei es jene zwischen Mikro und Makro, zwischen Strukturalismus und Kulturalismus, zwischen Konstruktivismus und Realismus, zwischen Theorie und Empirie, zwischen quantitativen und qualitativen Methoden, kann resümiert werden, dass dadurch keine Verwässerung der soziologischen Positionierung im Sinne eines Eklektizismus stattfindet. Vielmehr scheint es fast so zu sein, dass der Forschungsstrategie, die Mitte als Ausgangspunkt der Argumentation zu nehmen, eine besondere Radikalität innewohnt. Sie will ihrem Anspruch gemäß, soziologisch ansetzen; sie dürfte aber auch der gestiegenen Komplexität und Dynamik der Gegenwartsgesellschaft terminologisch und methodisch wie kaum ein anderes soziologisches Paradigma gewachsen sein.“ (Häußling 2010a, S. 81)

Bei Plessner findet sich ein fundamentaler Begründungsversuch für die Sonderstellung der Mitte. Während Tiere – Plessner zufolge (s.a. Abschnitt 1) – „zentrisch“ aus ihrer Mitte heraus leben, jedoch nicht *als* Mitte leben, sind Menschen darauf angewiesen, zu sich selbst und ihrer Mitwelt Distanz zu gewinnen. Zwar lebt der Mensch in der Mitte seines selbstgeschaffenen Umfelds, weiß allerdings um diese ‘Mittigkeit’ seiner Lebensführung und ist dadurch in der Lage, sie immer wieder aufs Neue zu transzendieren. Diese ursprüngliche Lebenssituation des Menschen ist mit dem Bild des Akteurs und seinem Double deutbar, der dessen Tun distanziert beobachtet und doch mit dem Akteur identisch ist (Plessner 1981, S. 161).<sup>3</sup> Diese Gespaltenheit seines (einheitlichen) Wesens ist für den Menschen nicht nivellierbar, sondern nur für eine gewisse Dauer überbrückbar. Somit ist die Gespaltenheit zugleich konstitutive Bedingung der Möglichkeit für die Ausbildung einer spezifischen Identität, die allerdings stets ein kontingenter Selbstentwurf bleibt. Mit anderen Worten ist auch für Plessner der Mensch, so wie er in sozialen Zusammenhängen erscheint, nämlich als Person (s.u.), kein geeigneter Ausgangspunkt für eine erkenntnisgewinnende Analyse der Mitwelt. Und ebenso wird die Gesellschaft als ein Produkt des dialektischen Verhältnisses menschlicher Existenz zur Mitte (s.u.) gedeutet.

### **2.3 Die Mitbedingtheit des Sozialen durch das Nichtsoziale**

Der bisherige Vergleich der Konzepte von Plessner und White haben erstens gezeigt, dass Plessners anthropologische Analyse zur Markierung der Differenz zwischen Sozialem und Nichtsozialem führt und zweitens, dass Soziale in Nichtsoziales eingebettet ist. Auch White

---

<sup>3</sup> Für Plessner bleibt prinzipiell offen, „wessen der Mensch fähig ist“ (Plessner 1983, S. 161). Es liegt an ihm, welche Stellung er zur Wirklichkeit einnimmt, wie er sich bestimmt und wie er sein Leben führt. Zudem kann er zu sich selbst eine Distanz aufbauen. Und erst diese distanzierte Stellung schließt seine Innensphäre zu seiner Innenwelt ab. Der Mensch nimmt demzufolge nicht nur die Gegenstands- und die Selbststellung bezüglich der Innenwelt ein, sondern: er bezieht noch wissentlich die spannungreiche Position der Mitte.

nimmt einen ähnlichen Gedanken zum Ausgangspunkt seiner Analyse. Unterstützung dafür findet er bei dem deutschen Soziologen Georg Simmel, der schon früh und pointiert hervorgehoben hat, dass soziale Netzwerke in Nichtsoziales eingebettet sind, von dem sie mitgeprägt werden: „Die Art des Vergesellschaftet-Seins ist bestimmt oder mitbestimmt durch die Art seines Nicht-Vergesellschaftet-Seins“ (Simmel 1992, S. 51). Das Soziale kann sich demgemäß nur dauerhaft konstituieren, wenn es Kontrollprojekte auch in Richtung des Nichtsozialen betreibt, wie umgekehrt das Nichtsoziale in einem gewissen Sinne auch das Soziale kontrolliert. Zu denken wäre hier an Großtechnologien, wie das Elektrizitätsnetz oder Datennetze, von denen sich die Gesellschaft abhängig gemacht hat, aber auch im Kleinen an spezifische Gefühlslagen – also innerpsychische Dispositionen –, die eine Interaktion dominieren können.

Plessner rollt diese nicht-soziale Bedingtheit des Sozialen in zwei Richtungen aus: Zum einen in Richtung künstlicher Artefakte, welche die Positionierung innerhalb der Mitwelt (mit) ermöglichen (s.u.). Zum anderen sind es anthropologische Einsichten, welche die Sozialität des Menschen und die relationale Verfasstheit des Sozialen herleiten; also Einsichten in etwas Nicht-Soziales. Wie bereits gesagt, bildet das Soziale eine eigene Realitätssphäre, die sich durch die Positionierungsprozesse künstlicher Objekte und der damit geschaffenen Interdependenzen ergeben.

#### **2.4 Das Soziale als Bühne der Kontrollprojekte**

Plessner verwendet das Bild der Bühne, um zu verdeutlichen, dass der Mensch von Natur aus darauf verwiesen ist, seine Rahmenbedingungen, in denen er sein Leben führen kann, selbst zu kreieren. Im Prinzip spielt sich jegliches gesellschaftliche Leben auf einer selbstkonstruierten Bühne ab, auf der die Menschen als Personen erscheinen, die für bestimmte funktionale Differenzierungen stehen, die sich ihrerseits in unterschiedlichen Figurationskonstellationen und Abhängigkeitsrelationen zeigen.

Das Schaffen von ‘Objektivierungen’ auf der Bühne der Mitwelt ist einerseits Ausdruck der durch die exzentrische Positionsform gegebene Möglichkeit, sich immer neu festzulegen, stellt aber andererseits gerade als Festlegung eine Einschränkung dessen dar, was der Mensch aufgrund seiner mit der Mitwelt realisierten Grundstruktur seines Menschseins sein kann. An diesem substantiellen Punkt, der für eine grundlegende soziologische Einsicht steht, kreuzen sich die Konzepte von Plessner und White: Kontrollprojekte, besonders wenn sie, wie es in der Regel der Fall ist, wechselseitig vorgenommen werden, sind „nur“ eine andere Umschreibung für Festlegungen. Die Mitwelt als Bühne ist dann der Austragungsort dieser Kontrollprojekte, innerhalb dessen Menschen als Personen erscheinen – im Sinne einer fragilen Identi-

tät, die den eigenen Kontrollprojekten und den relationalen Gegebenheiten, innerhalb dessen die Identität eingebettet ist, abgerungen ist.

## **2.5 Soziale Dynamik: Der selbstperpetuierende Aspekt der Kontrollprojekte**

Für White bedeutet jedes geglückte Kontrollprojekt eine Zunahme der Unsicherheitszone für Identitäten des von dem Projekt tangierten Umfelds. Diese müssen dann ihrerseits mit Kontrollprojekten antworten, sodass sich dieser Prozess der Kontroll- und Einflussnahme unentwegt perpetuiert und dadurch eine unablässige Dynamik erzeugt.

Auch bei Plessner findet sich die Vorstellung eines unaufhörlichen Prozesses der Positionierung. Das durch die exzentrische Positionsform ausgelöste Bedürfnis nach Ausgleicheung seiner fragilen Stellung in der Welt, zwingt den Menschen zu immer neuen Ausdrucksleistungen in Form von kreativen Handlungen als „Wiedererlangung des Verlorenen mit neuen Mitteln“ (Plessner 1975, S. 339). Das bedeutet: Die in der Sphäre der Mitwelt erfolgte Festlegung in Form von Positionen zwingt förmlich die Menschen, immer wieder das von ihnen Fixierte aufzureißen, um neue Verortungen vornehmen zu können. Diese erfolgen wieder zwangsläufig über den Weg der Schaffung von ‘Objektivierungen’. Insofern handelt es sich um einen unendlichen Prozess von Festlegung und Aufhebung.

## **2.6 Positionen**

Sowohl White als auch Plessner rekurren auf ein positionales Denken. Im Fokus des Plessnerschen Denkens steht – wie oben bereits erläutert - die Positionalität des Menschen, die er als eine exzentrische näher kennzeichnet. Jedes Lebewesen sei im Gegensatz zum Anorganischen dadurch bestimmt, dass seine Grenze zur Umwelt nicht zufällig und daher auch nicht beliebig verschiebbar sei. In Bezug auf den Menschen sind zwei Sachverhalte von besonderer Bedeutung: Zum einen geht der Mensch nie in der gerade gewählten Position auf. Diesen Sachverhalt kann man als *positionelle Ortlosigkeit* des Menschen bezeichnen. Zum anderen muss er immer aus eigenen Kräften Position beziehen, wohl wissend, dass es sich stets um vorübergehende Positionierungen handelt.

Für White (1992, S. 9 ff.) besteht die Notwendigkeit, Kontrollprojekte zu lancieren, um nicht in dem turbulenten Sozialen „weggespült“ zu werden. Dieses Erfordernis rührt aus der prinzipiellen, gleichsam phänomenbedingten Offenheit von Netzwerken her. Weil Netzwerke anders als Systeme keine Grenzen ziehen können, durch die sie sich gegenüber den heterogenen Umwelteinflüssen schützen können, übernehmen die Kontrollprojekte die Aufgaben der auf Stabilisierung und Unsicherheitsreduktion ausgerichteten Einflussnahme. Der dabei erreichte Stabilitätsgrad einer Identität ist stets relativ.

## 2.7 Identitäten/Personen

Für White sind Identitäten oder auch Personen Nebenprodukte der Kontrollprojekte. Für White ist bereits eine Identität gegeben, wenn das Umfeld annimmt, dass von diesem „etwas“ irgendwelche umfeldrelevante Aktivität ausgeht.

Der Weg zum Plessnerschen Verständnis von Identität führt über den Begriff der Person. Wie gezeigt wurde, ist für die Menschen auf natürlichem Weg nichts festgelegt. Die Festlegungen, denen sie gegenüberstehen, sind eigene Produkte. Dies gilt vor allem auch für die Menschen selbst. Der Mensch muss sich einerseits festlegen, andererseits kann keine Festlegung seinem Wesen nach genügen. In diesen immerwährenden Prozessen seiner Re-Positionierung macht sich der Mensch unentwegt selbst zum Objekt, um als Element im Beziehungsgeflecht des Miteinanders, d.h. der Mitwelt, zu erscheinen bzw. erscheinen zu können. In diesem Sinne oszilliert der Mensch zwischen situativer Festlegung, wobei er dabei sein Subjekt-sein durch ein Objekt-sein eintauscht, was notwendigerweise zu einer Einengung seiner Möglichkeiten und Aufbruch zur nächsten Positionierung führt. In diesem Sinne ringt er unaufhörlich mit und um sein Selbst, ohne jemals die situativ erreichten Zustände als Identität erfassen zu können. Die im wörtlichsten Sinne kennzeichnenden Elemente der Mitwelt sind also Personen. Es findet demzufolge in der Mitwelt eine exzentrische Positionierung in Form der Person statt. Dort begegnen ihm andere Menschen, die nicht nur Bestandteile seiner Außenwelt sind, sondern die ebenfalls als Personen die eigene exzentrische Doppelaspektivität widerspiegeln. Der Mensch ist von Natur aus künstlich, so lautet die Konsequenz der Plessnerschen Anthropologie.

## 2.8 Gesellschaftliche Ordnungsstrukturen als *ausgehärtete* Gegenhalte

Für White bilden sich – in Anlehnung der Physik der Gele - über sogenannte Disziplinen „ausgehärtete Moleküle“ des Sozialen (White 2008). In ihnen sind die wechselseitigen Einflussnahmen kalkulierbarer als in nicht „ausgehärteten Arealen“ von Netzwerken. Dies sorgt für hohe Erwartungssicherheit intern, für relativ stabile Positionierungen und für eine Identitätsbildung eines sozialen Gebildes, das nach außen hin – flankiert durch entsprechende Stories (s.u.) – einheitlich in Erscheinung tritt. Ausgehärtete Areale sind damit Ausdruck eines „erfolgreichen Umgangs“ mit den Turbulenzen, indem sie Inseln der Ordnung bilden.

Auch bei Plessner taucht das Motiv der Ordnungsbedürftigkeit als eigentlicher Motor für den Aufbau sozialer Ordnungsgebilde auf. Die Menschen schaffen sich Gerechtigkeit, Sitte und Ordnung, weil ihre exzentrische Positionalität sie förmlich dazu zwingt. Erst im Rahmen dieser künstlichen Ordnungsstruktur können sie Recht und Unrecht, Wahrheit und Falschheit

unterscheiden, da sie ihnen jenes Gleichgewicht gibt, auf dessen Boden sie selbst *abwägen*, also die Frage nach dem Gleichgewicht stellen können.

Der Mensch benötigt zwingend Verfahren, die Distanz, Indirektheit sowie Künstlichkeit erzeugen.<sup>4</sup> Diese findet er in gesellschaftlichen Strukturen, die er sich selbst gibt. Sie erfüllen zwei grundlegende Funktionen für den Menschen: Auf der einen Seite dienen sie seiner Schutzbedürftigkeit; auf der anderen Seite bieten sie – und darin besteht ihre Einzigartigkeit – die Möglichkeit der adäquaten individuellen Entfaltung und Darstellung.

Die gesellschaftlichen Strukturen geben dem Menschen ein vorher nicht gekanntes Maß an Gestaltungsmöglichkeiten im Sinne einer „Steigerung des möglichen Umfangs unserer Existenz“ (Plessner 1981, S. 39). Durch sie wird in konkreter Auseinandersetzung zwischen Menschen, Artefakten und Strukturen Neues entworfen, das die Möglichkeiten des Lebensvollzugs erweitert, indem über die lebensnotwendigen Verhaltensweisen des Menschen hinaus den Zweck und die Ziele selber setzende Handlungskonzepte lanciert werden. In diesem Sinne garantiert Gesellschaft überhaupt erst Individualität sowie Gestaltungs- und Entfaltungsmöglichkeiten.

## **2.9 Kultur als Kontrollprojekt**

White hat mit seinem Buch „Identity and Control“ (1992) eine kulturelle Wende der Netzwerkforschung vollzogen. Die Begriffe Stories, Netdoms, Stiles etc. stehen dafür, weil jene Geschichten, die die Konstituierung von Netzwerken begleiten, nicht nur wesentlichen Einfluss auf den Konstitutionsprozess der Netzwerke haben. Sie sind genau genommen unentwerrbar mit ganz konkreten Kontrollprojekt-Aktivitäten verknüpft, da sie für diese als Deutungsquelle für Situationen, Beziehungen und Prozesse fungieren. In diesem Sinne sind sie selbst Kontrollprojekte. Insofern liegt es nahe, wie in den letzten Jahren durch die Netzwerkforschung vollzogen, neben social networks auch von cultural networks zu sprechen. Sie bilden ein semantisches Netz der Bedeutung, das sich über die anderen sozialen Prozesse legt und mit diesen interferiert. Da diese Geschichten und Deutungen kognitive Produkte sind, steht das Netzwerk nicht nur für soziale Interventions- und Gestaltungsprozesse sondern auch für Sinnsetzungsprozesse.

Ähnlich begreift Plessner den Menschen, der aufgrund seiner dynamischen Positionalität auf kulturelle Sinnsetzungsprozesse angewiesen ist. Die Sinnsetzungen lassen sich als Kontrollprojekte deuten, die zu stabileren Gleichgewichtslagen oder Ordnungen führen sollen. Der

---

<sup>4</sup> „Ohne wirkliche Festigkeit einer Ordnung, ohne Vergewaltigung des Lebens führt er kein Leben.“ (Plessner 1975, Stufen, S. 344)

Mensch lebt nur, wie Plessner sagt, „indem er ein Leben führt“ (Plessner 1975, S. 310). Dieser Vollzugscharakter des menschlichen Lebens äußert sich in zwei nur analytisch voneinander zu trennenden Aspekten: (a) geistig in Form von Sinnsetzungen und Identitätskonstruktionen und (b) körperlich mittels eines Arrangements mit materiellen Dingen. Plessners Argument, dass die „Nacktheit“ des Menschen ihn dazu zwingt, sich in Artefakten zu verkörpern (ebd., S. 311), ist dabei von besonderer Bedeutung. Er muss sich eine künstliche Welt schaffen, weil er keine ihm gemäße natürliche Welt hat. Die Kulturwelt ist seine ihm gemäße Heimat, gerade weil sie (hoch) artifiziell ist. Halt und Ordnung empfängt der Mensch nur durch die Kultur der selbst erzeugten mitmenschlichen Welt. Doch auch hier muss er sich die Kontingenz nicht nur der Dinge dieser Welt sondern auch seiner selbst, als Teil dieser Welt, eingestehen.

Kultur entsteht nach Plessner durch das Zusammenwirken der anthropologischen Gesetzmäßigkeit der natürlichen Künstlichkeit mit den spezifischen Verhältnissen der Mitwelt. Zu dieser Kultur gehören aber auch Netzwerke aus Normen, Werten, Gesetzen, Werkzeugen, Artefakten, Gesellschaftsstrukturen, politischen Verordnungen, äußere Formen und Codes: Diese Erkenntnisse von Plessner lassen nicht nur Ähnlichkeiten zu den Einsichten von White erkennen. Zudem kann angesichts der Plessnerschen erkenntnisreichen Ausführungen vermutet werden, dass er Bilder von kulturdurchtränkten Geflechten im Kopf hatte, die wir heute mit dem Begriff cultural network identifizieren.

### **3. Weiterführende Perspektiven**

Wie die vorausgegangenen Ausführungen aufzeigen sollten, bestehen weit reichende Parallelen und Gemeinsamkeiten in der Deutung des Sozialen. Nicht nur die Relationalität all dessen, was sozial der Fall ist, wird dabei gleich konzipiert, sondern die einheitliche Deutung des Sozialen und Kulturellen als ein Produkt ein und derselben Triebfeder erkannt. White nennt diese Triebfeder Kontrollprojekt; Plessner begreift sie initiativer als Gestaltungsaktivität des Menschen, die er zwingend vollführen muss, um sein Leben zu führen. Wie nun zu zeigen sein wird, bleibt diese Nuance nicht ohne Auswirkungen. Sie besitzt das Potential einer konstruktiven Anknüpfung an Plessner für die aktuelle Debatte in der Netzwerkforschung.

#### **3.1. „Geflecht aus Person und Sache“ (Plessner 1983: 194)**

Wie bei den vorausgegangenen Ausführungen zur Kultur bereits deutlich geworden sein dürfte, betont Plessner stärker als White die konstitutive Bedeutung von Dingen und Geschaffenen für die sozialen Prozesse. Strenger formuliert, steht innerhalb der Relationalen Soziolo-

gie die Debatte um den Stellenwert von (technischen) Artefakten in Bezug auf soziale Netzwerke noch aus. Die ANT scheint für das In-Gang-Kommen einer derartigen Debatte nicht der rechte Partner zu sein, da sie von Netzwerken im metaphorischen Sinn spricht und weit weniger bemüht ist, Netzwerke als theoretisches Programm und genuiner Forschungsgegenstand zu erfassen. Aussichtsreicher erscheint hingegen der Rückgriff auf Plessners Konzeption der künstlichen Sachen. Während sie eine weiterführende Perspektive liefert, lässt die ANT (Latour 2007) eine Nivellierungs- und Entgrenzungstendenz zwischen Sozialem und Nicht-Sozialem erkennen, die unseres Erachtens eine schwerwiegende Hypothek für konstruktive Anknüpfungen darstellt (vgl. auch Häußling 2010b). Gleichwohl wird durch immer interaktiver werdende Technik die Beantwortung der Frage dringlicher, in welcher Form technische Prozesse in soziale Prozesse mit einfließen und diese mitgestalten.

Bausteine für eine Antwort finden sich bei Plessner. Seine Gedanken sind insofern besonders wertvoll, als es ihm gelingt, einerseits die genuine Sozialität des Menschen grundlegend an die Frage der künstlichen Gegenhalte zu koppeln und andererseits die wechselseitige Formung von Ding und Mensch (als Person) einheitlich zu deuten, ohne dass Ding und Mensch nivellierend, d.h. von wesensspezifischen Eigenschaften absehend, den gleichen Stellenwert einnehmen.

Gemäß dem Gesetz der „Natürlichen Künstlichkeit“ (Plessner 1975, S. 309 ff.) braucht der Mensch ein Komplement nichtnatürlicher Art. Denn nur auf dem Umweg über die künstlichen Dinge findet der Mensch seine Mitte. Diese Ergänzungsbedürftigkeit des Menschen rührt aus seiner exzentrischen Positionierung her, die sich in seiner Hälftenhaftigkeit – Körper zu sein und einen Körper zu haben – offenbart, vor allem aber auf die unabdingbare künstliche Welt der Gestaltungen verweist.<sup>5</sup> Es findet – mit anderen Worten – eine Kompensation und gleichzeitig Transzendierung durch künstliche Körper statt. Die künstlichen Objekte haben damit nicht nur Herausforderungscharakter, mittels ihrer positioniert sich der Mensch selbst in Raum und Zeit. Dabei darf nicht übersehen werden, dass die Positionierung des Menschen nicht unabhängig von seinem Arrangement mit den gestalteten Dingen zu denken ist.

### **Form und Inhalt: Die Mitwelt als Bühne der Veräußerung**

Diese Artefakte lösen sich jedoch von seiner Leiblichkeit los, gewinnen an Selbstständigkeit, indem sie ein „Eigenleben“ beginnen. Auf diese Weise transzendiere der menschliche Körper den organischen Leib. Damit steht dem Menschen das Geschaffene als unabhängiges Produkt

---

<sup>5</sup> „Der Mensch will heraus aus der unerträglichen Existenz seines Wesens, er will die Hälftenhaftigkeit der eigenen Lebensform kompensieren und das kann er nur mit Dingen erreichen, die schwer genug sind, um dem Gewicht seiner Existenz die Wage [sic !] zu halten.“ (Plessner 1975, S. 310 f.)

in der Objektsphäre gegenüber, ohne auf ihn als Subjekt noch länger zu verweisen. Objekte bedürfen stets der Vermittlung und sind somit nie unmittelbar. Denn die Wirklichkeit, als die eigentliche Realität, kann gar nicht anders als auf dem Weg der Erscheinungen mit einem Subjekt in Relation gebracht werden als „Entgegengeworfene[s]“ (Plessner 1975, S. 329) bzw. als „Er-scheinung“ (ebd.) im Sinn einer Manifestation von etwas, das außerhalb der Immanenzsituation des Menschen befindet, also in Distanz zu diesem steht.

Erst das „Geflecht aus Person und Sache“ (Plessner 1983, S. 194) versetzt menschliche „Akteure“ in die Lage, gestaltend einzugreifen. Auf der Bühne der Wirklichkeit sind Positionen zu beziehen und geschaffene Bedeutungen und Wertungen fließen in den Gestaltungsprozess mit ein. Für Plessner ist das Schaffen als ein Verknüpfungsprozess der in dieser Welt enthaltenen Elemente (Artefakte, Personen, Strukturen, Relationen) zu deuten, die ihrerseits wiederum durch Schaffensprozesse hervorgerufen sind.

Doch wie manifestiert sich nach Plessner die Eigenwertigkeit der Dinge im Horizont der Mitweltlichkeit? Die Eigenwertigkeit dokumentiert sich für ihn dadurch, dass „Gewordenes als Formgewordenes“ (Plessner 1975, S. 338) in Erscheinung tritt. Jede Äußerung – von Seiten der Welt der Objektivation gesehen – „zerfällt“ für Plessner in diesem Sinn in das *Was* des Ausdrucks (Inhalt) und das *Wie* des Ausdrucks (Form). Nach-außen-bringen einer (inneren) Intention kommt einer Transferierung in eine Welt eigener Gesetzmäßigkeit gleich. Diese dokumentiert sich vor allem an dem Erfordernis der Festlegung und Objektivierung. Der zu transportierende **Inhalt** ist nicht mit der **Form**, welche das Produkt als äußere Erscheinung annimmt, in Deckung zu bringen. Die Form repräsentiert gleichsam den Tribut, der mit jeder Veräußerlichung zu zollen ist. Denn die Außenwelt ist auf die Vermittlung des Inhaltlichen angewiesen und die dabei stattfindende Formgebung steht quer zu der unergründlichen Schichtenfülle der Innensphäre des Menschen. Gleichzeitig wiederholt sich der Verkörperungszwang des Menschen auf der Ebene der Gegenhalte bzw. Dinge.

Die Mitwelt ist damit die Bühne der Veräußerlichungen, innerhalb derer Formungsprozesse für die Positionierung von Menschen und Dingen sorgen. Die Identitäten von Menschen als Personen und die Identitäten der Dinge als notwendige Gegenhalte stabilisieren sich gegenseitig. Die Formwerdung garantiert die Bedingung der Möglichkeit von Sozialität schlechthin.

Das entscheidende ist nun, dass Plessner nicht nur zwischen Menschen als Personen Mitverhältnisse, also soziale Beziehungen, ausmacht sondern auch zwischen Personen und gestalteten Dingen: „Die tausend Dinge, mit denen wir täglich zu tun haben, vom Stückchen Seife bis zum Briefkasten, sind nur der Möglichkeit nach Objekte, als Elemente des Umgangs mit ih-

nen aber Komponenten des Umfelds, Glieder des Mitverhältnisses zu ihnen.“ (Plessner 1975, S. 308) Damit nimmt er nicht nur en passant entscheidende Argumente der ANT vorweg, seine Konzeption geht in entscheidenden Punkten über diese hinaus. Vor allem kommt es bei Plessner nicht zu einer Symmetrisierung von Mensch und geschaffenen Dingen. Sie positionieren sich zwar wechselseitig, aber der Mensch ist die ‚letzte Gestaltungsinstanz‘. Nur durch die Formgebung etablieren sich die Objekte zu eigenständigen Entitäten, die dann in der Mitwelt (mit)gestaltend auf andere Positionierungsprozesse auswirken. Kritisch zu sehen ist, dass Plessner die stabilisierende Wirkung positionierter Dinge zu sehr auf Kosten ihrer destabilisierenden Wirkung im Sinne eines Kampfes um Positionen akzentuiert.

Gleichwohl wird bei Plessner die Möglichkeit gesehen, mit einem soziologischen Designbegriff konstruktiv anzuschließen (vgl. auch Häußling 2010b). Demgemäß wird Design als ein Arrangement begriffen, bei dem die wesentlichen Verknüpfungselemente in Körpern, künstlich geschaffene Objekte, Kommunikation und Bewusstsein (vgl. auch Baecker 2002: 155) zu sehen sind. Design wird dann genauer als ein wechselseitiges zeitlich befristetes Arrangement von Menschen und gestalteten Objekten zu einem sozialen Raum verstanden, wobei es vornehmlich um die wechselseitige Positionierung – im Plessnerschen Sinn – von Mensch und künstlicher Objektwelt geht.

Design schiebt sich als vermittelndes Zwischenglied zwischen menschlichem Körper und künstlichen Dingen. Design ermöglicht dem Menschen den tätigen Umgang (als Ausdruck des Körper-Habens) mit der künstlichen Welt, womit er sich auf Zeit positioniert - raumzeitlich im Hier und Jetzt aufgeht (Körper-Sein). Die Aneignung gestalteter Objekte durch den Menschen kommt also einem menschlichen Grunderfordernis nach: nämlich dem Erfordernis, aus eigenen Kräften eine Position beziehen zu müssen.

Design ist dabei immer auch Selbstdesign der betreffenden menschlichen Arrangeure, insofern es als sozialer Identitätsgeber fungiert. Designte Objekte dienen der zeitlichen und sozialräumlichen Selbstverortung, wobei es auch um soziale Distinktion geht. Über das Design erhalten aber auch ästhetische, ‚atmosphärische‘<sup>6</sup> und emotionale Aspekte Einzug in das Soziale. Mittels Geschmack navigieren wir uns bewertend durch soziale Räume und verhalten uns entsprechend unserer Bewertungsmuster. Dabei ist es heutzutage vorzugsweise das Design selbst, das uns mit Geschmack versorgt.

---

<sup>6</sup> Derartige atmosphärische Aspekte ziehen unmittelbare Handlungskonsequenzen nach sich. Das Unwohlfühlen in einem unbekanntem, unheimlich anmutenden Raum mit anderen Personen führt zu gänzlich anderen Interaktionen als das gleiche Zusammensein in den vertrauten vier Wänden des Eigenheims.

Design übersetzt technische und Naturzusammenhänge in anschlussfähige Bedienfunktionen. Design koppelt also Gesellschaft an Natur und Technik, indem es einerseits versucht eindeutig anzuzeigen, welche Aktivität von dem designten Objekt übernommen werden kann, und indem es andererseits auch die „Kunst des Weglassens“ ist und damit die alltägliche Handhabung komplexer Technologien durch Laien überhaupt erst ermöglicht.

### **3.2 Erkenntnistheoretische Fundierung eines Relationalen Denkens**

Plessner erklärt grundsätzlicher, warum der Kampf um Positionierung nie zur Ruhe kommen kann: „Ihn [den Menschen] stößt das Gesetz der vermittelten Unmittelbarkeit ewig aus der Ruhelage, in die er wieder zurückkehren will.“ (Plessner 1975, S. 339) Überhaupt wird bei Plessner eine erkenntnistheoretische Fundierung deutlich, warum eine relationale Sichtweise auf das Soziale, Gesellschaftliche und Kulturelle ein besonders vielversprechendes Paradigma darstellt. Dies führt zu der Einsicht, dass die Netzwerkforschung in den nächsten Jahren auch ein verstärktes Interesse an wissenschaftstheoretischen und erkenntnistheoretischen Fragen zu entwickeln hat, damit sie den vollen Aussagegehalt ihrer Beschreibungsangebote aufschließt. Man sollte Plessners Ansatz eine „negative Anthropologie“ nennen, da die einzige Feststellung über den Menschen diejenige ist, dass er nicht festgestellt ist, sondern ein offener Entwurf ist und für immer bleibt, der in der Formung seiner Form bei sich ist und nicht in der Form selbst. Mit dieser Minimalprämisse kommt man – und das ist das erkenntnistheoretisch spannende und aussichtsreiche daran – zu anderen Logiken der Argumentation, die sich zirkulär bzw. spiralförmig entfalten. Ein Ursache-Wirkungs-Denken wird dabei ebenso aus den Angeln gehoben werden, wie auch substantialistisches Denken in Entitäten ihre Kraft verlieren wird,

Verbirgt sich hier die eigentliche Sprengkraft relationalen Denkens? Die Einklammerung von Ursache und Wirkung oder die Reserviertheit gegenüber statischen Bezugsgrößen findet man schon bei Georg Simmel und Norbert Elias – aber auch bei Harrison C. White. Hier liegt der Schlüssel zum eigentlichen Kern des paradigmatischen relationalen Denkens: Fangen wir an das Soziale konsequent von seinen Relationen, Figurationen und Interdependenzen her zu erkunden! Denn genau dieses Denken lässt sich von Helmuth Plessner lernen.

### **Literatur:**

Azarin, Reza, 2005: General Sociology of Harrison White. New York: Palgrave Macmillan.  
 Durkheim, Emile, 1977: Über die Teilung der sozialen Arbeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Baecker, Dirk, 2002: *Wozu Systeme?* Berlin: Kadmos.
- Häußling, Roger, 2010: Zum Design(begriff) der Netzwerkgesellschaft. Design als zentrales Element der Identitätsformation in Netzwerken. S. 137-162 in: Fuhse, Jan/ Mützel, Sophie (Hg.): *Relationale Soziologie*, VS Verlag: Wiesbaden.
- Häußling, Roger, 2010a: *Relationale Soziologie*. S.63-87 in: Häußling, Roger/Stegbauer, Christian (Hg.): *Soziologische Netzwerkforschung. Handbuch*, VS Verlag: Wiesbaden.
- Häußling, Roger, 2008: Zur Verankerung der Netzwerkforschung in einem methodologischen Relationismus. S. 65-78 in: Stegbauer, Christian (Hg.): *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie – Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*. VS Verlag: Wiesbaden.
- Häußling, Roger, 1998: *Kreativität als eine Frage des Gleichgewichts — Helmuth Plessner*. Manuskript.
- Latour, Bruno, 2007: *eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Parsons, Talcott (1951). *The social system*. Glencoe, Ill.: Free Press.
- Plessner, Helmuth, 1981: *Grenzen der Gemeinschaft*. S. 7-133 in ders.: *Gesammelte Schriften Bd. V*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, (Erstausgabe: 1924).
- Plessner, Helmuth, 1975: *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. Berlin/ New York (Erstausgabe: 1928).
- Plessner, Helmuth, 1983: *Conditio humana*. S. 136-217 in ders.: *Gesammelte Schriften Bd. VIII.*, Frankfurt/M. Suhrkamp.
- Simmel, Georg, 1992: *Soziologie. Untersuchungen über Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- White, Harrison C., 1992: *Identity and Control. A Structural Theory of Social Action*. Princeton, NJ: Princeton UP.
- White, Harrison C., 2008: *Identity and Control. How Social Formations Emerge*. Princeton. Princeton UP